

Weltkirche und Zeitprobleme

Diskussionsbeitrag zur Luxemburger Diözesansynode

Zeitlage

Rund sieben Jahre nach dem Konzil und nachdem bereits drei internationale Bischofssynoden in Rom stattgefunden haben, tritt unsere Kirchenversammlung zusammen.

Wäre sie zwei oder drei Jahre früher angetreten, hätten wir die nachkonziliare Unruhe in der Kirche sozusagen noch mit Händen greifen können. Der Drang nach Erneuerung oder zumindest nach Änderung des Bestehenden und Überkommenen nahm vielerorts ungeahnte Ausmaße an. Der Ruf nach Restauration, wofern er überhaupt auszustoßen gewagt wurde, verklang echolos in der dominierenden Euphorie jugendlichen Vorwärtstürens und vorweggenommener Zukunftserwartungen. Selbst unter Berücksichtigung unserer luxemburgischen, traditionsverflochtenen Beharrungstendenz und unserer, durch Charakter und Temperament bedingten, Reserve läßt sich kaum annehmen, daß unsere Synode sich zu jenem Zeitpunkt nicht automatisch, wenngleich mit Abstand, im Sog des allgemeinen Trends wiedergefunden hätte.

Inzwischen aber zeichnet sich, zumindest in den beherrschenden äußeren Erscheinungen, ein Wandel ab.

Zunächst ist zu sagen, daß die vor Monaten noch überlaute Unruhe in der Kirche irgendwie abflaut. Zumindest gibt sie sich weniger aggressiv. Die einen sind darüber erfreut, andere zeigen sich besorgt. In Wirklichkeit weiß niemand verbindlich zu sagen, was es damit auf sich hat. Ist es ein neuerliches Einpendeln auf ruhigere Entwicklung, auf Stagnation oder Restauration? Ist es Kapitulation, Resignation, wachsende Enttäuschung und Interesselosigkeit, innere Emigration und lautloser Abfall? Wer wollte zuverlässiger Deuter sein?

Daneben aber scheint sich eine innere Frontenbildung in der Kirche immer mehr zu verhärteten. Auf der einen Seite stehen die sogenannten Progressisten, auf der andern die Konservativen, Traditionalisten oder Reaktionäre, in der Mitte zwischen beiden Gruppen bewegt sich die „schweigende Mehrheit“.

Hört man die Extremisten der einen Seite, muß man sich gelegentlich fragen, ob jene Leute eigentlich selber immer genau wissen, was sie denn nun anstreben, es sei denn, sie wollten tatsächlich nur niederreißen und die Kirche kurzerhand zerstören.

Auf der anderen Seite wird man ebenso den Eindruck nicht los, daß gewisse Leute in der Euphorie des konziliaren Aufbruchs entweder nur Lippenbekenntnisse sprachen oder aber in Erwartung eines „Wetterumschwungs“ vorerst den Kopf einzogen, ihn jetzt aber neu erheben, da sie ihre Zeit wieder gekommen glauben.

Die sogenannte „schweigende Mehrheit“ ihrerseits gibt eine ganze Reihe von Fragen auf. Seit sie sich zu Wort meldet, kann man sie kaum noch als schweigend bezeichnen; seitdem weiß man aber auch, daß in diesen Gruppen (man muß schon von einer Mehrzahl sprechen) nicht alle dasselbe meinen und fordern und es folglich sehr schwer hält festzustellen, wer sich auf eine Mehrheit berufen kann (wofern derartige Berechnungen auf dieser Ebene ausschlaggebend sein sollten).

Schließlich ist als Charakteristikum unserer Zeit zu vermerken, daß die Amtsträger der Kirche vielerorts tatsächlich einen neuen Restaurationskurs zu steuern versuchen, und zwar nicht allein die römische Kurie. Überall findet er auch zustimmende, manchmal wie erleichtert aufatmende Helfer. Ob er sich allerdings durchzusetzen vermag, ob das Rad der Geschichte tatsächlich zurückgedreht werden kann und ob er, im Falle des Gelingens, innerhalb von Kirche und Christentum nicht immenses Unheil zur

Folge hätte, läßt sich jetzt noch nicht entscheiden. Aber der Wille zur Restauration ist unverkennbar am Werk.

Wie weit das alles in seinen Einzelheiten jetzt auf die Kirche in Luxemburg zutrifft, ist vorerst nicht entscheidend. Wichtiger ist zu erkennen, wo wir Christen als Weltkirche heute stehen.

In dieser Zeitlage tritt unsere Synode zusammen. Wie soll sie sich, als Glied des Ganzen, zu der so skizzierten Problematik verhalten, wenn eine feige, unwürdige Vogel-Strauß-Politik ausgeschlossen bleiben muß?

Für meinen Teil bin ich folgender Meinung, die niemandem aufgezwungen sei, die ich als meine persönliche Überzeugung aber freimütig bekennen will: die konziliare und nachkonziliare Unruhe in der Kirche war und ist unvermeidlich, berechtigt und notwendig. Und zwar nicht nur, weil in der Zeit des Sturmes welke Blätter und dürre Äste abfallen. Sie war unvermeidlich, weil es in der Kirche viel zu lange einen förmlich unchristlichen und unevangelischen Immobilismus gegeben hatte, der überdies hie und da als der höchste Ausdruck echter Christusnachfolge ausgegeben wurde. Sie ist zudem unvermeidlich, berechtigt und notwendig, solange der derzeitige gesamtgesellschaftliche Umbruch den einen Menschen, als Bürger und als Christen, nicht zur Ruhe kommen läßt.

In dem Maße, wie sich diese Welt-Unruhe in der Kirche fortsetzt, ist die eigene Fieberkurve der Kirche sogar ein ganz besonderes Zeichen ihrer Vitalität, ihrer Lebendigkeit und ihres ungebrochenen Reaktionsvermögens. Wäre es nicht zu diesem Ausbruch gekommen, dann hätten tatsächlich alle jene recht, die vom Tod der Kirche reden oder sie mit einem Museum vergangener, überholter Denkvorstellungen, Riten und Bräuche menschlicher Evolution vergleichen; wir, die Glieder dieser Kirche, wären tatsächlich nur noch die Hüter der Vergangenheit, Museumsdiener!

Wenn aber die Kirche sie selbst sein will, darf sie nicht der Geruhsamkeit pflegen, solange Menschen unruhig ihren Weg suchen. Solange Menschen Fragen stellen, darf sie nicht so tun, als seien alle Fragen längst beantwortet. Solange Menschen nach Licht schreien, darf sie nicht behaupten, es gäbe keine Dunkelheit mehr.

Deshalb auch bin ich der Meinung – einerlei, wie es jetzt um die derzeitige Unruhe in der Kirche steht –, daß wir als Kirche, auch als Synode hier in Luxemburg, diese berechtigte und notwendige Unruhe nicht willkürlich abwürgen dürfen. Es wäre nicht zum Heil, sondern zum Schaden der Kirche, zum Schaden auch des Menschen und Christen. Unsere ureigene Aufgabe als Christen ist es vielmehr, mit allen andern Menschen wachend und wachsam diesen wichtigen, unersetzlichen derzeitigen Prozeß menschlicher und gesellschaftlicher Entwicklung nicht nur durchzustehen, sondern in jenem Prozeß gestaltend mitten drin zu stehen! Wir dürfen die Unruhe nicht abwürgen, wenn wir Christus und sein Evangelium nicht verraten wollen.

Hintergrund der Unruhe

Erlebt unsere Zeit tatsächlich eine Mutation, einen Entwicklungssprung, der völlig Neues ans Licht bringt? Wer will es schon wissen?

Aber einerlei, wie man zu späterer Zeit diese Jahre des ausgehenden 20. Jahrhunderts einmal bewerten wird, eines ist sicher: wir erleben einen Umbruch, auf praktisch allen Ebenen, wie es ihn in dieser Dichte und Tragweite und in einer so kurzen Zeitspanne bisher nur selten gegeben hat. Wir sind somit Zeugen und Zeitgenossen wichtiger Geschehnisse, wie sie nicht in jedem Menschenleben vorkommen. Das zumindest berechtigt uns zur Annahme, daß wir in einer interessanten Zeit leben.

Wir stehen ohne Zweifel an einer zeitgeschichtlichen Wende. Was sich abspielt, ist zu vergleichen mit den Geburtswehen einer „neuen Zeit“, einer anders gearteten Gesellschaft, eines Menschen mit neuen Ideen, neuen Vorstellungen, neuen Werturteilen. So weit sich dieser Entwicklungsprozeß zur Zeit überblicken läßt, handelt es

sich im wesentlichen um eine neue Emanzipationsphase des Menschen, der, im Drang nach Verwirklichung seiner selbst in größtmöglicher Freiheit, alle Barrieren niederreißt, die seinem Vorhaben im Wege stehen können.

Diese Tatsachen sehen und zur Kenntnis nehmen, heißt natürlich noch nicht, sie vorbehaltlos gutheißen. Aber es ist schon sehr wichtig, überhaupt einmal zu untersuchen, was eigentlich die Wurzel der weltweiten Unruhe ausmacht.

Diese Unruhe hat nicht vor der Kirche haltgemacht. Auch hier geht es, kurz zusammengefaßt, um die Emanzipation des Menschen, um die Verwirklichung dessen, was Paulus die „Freiheit der Kinder Gottes“ genannt hat. Die Fieberkurve der Kirche beweist, daß wir es nicht bereits mit einem abgestorbenen, sondern einem lebendigen Organismus zu tun haben.

Wer nun kleinmütig wähnt, Auseinandersetzungen in der Kirche, Kritik des Überkommenen oder des autoritativ Vorgelegten seien notwendigerweise ein Skandal, etwas Unchristliches, jedenfalls nichts, das der Kirche dient, der lese doch z. B. das 2. Kapitel des Galaterbriefes, wo Paulus u. a. darlegt, wie er dem Petrus ins Angesicht widerstand, weil dieser nicht den Mut aufbrachte, sich auch praktisch von den Vorschriften des Judentums loszusagen und in vollem Freimut zur neugeschenkten Freiheit zu bekennen.

Wie immer man die jetzige Krisenzeit einmal beurteilen wird, wir stehen offensichtlich an einer Wende, und solche Perioden hat es in der Menschheits- und in der Kirchengeschichte schon gegeben. Wir sollten, auch zum Heil der Kirche, an ihnen und aus ihnen lernen. Einige seien deshalb in aller Kürze erwähnt.

1. Das Konzil von Jerusalem

Hatte Christus schon mit der bloßen Gesetzesfrömmigkeit reinen Tisch gemacht oder doch klare Fronten bezogen, so ging es hier, in dieser Frühphase kirchlicher Existenz, um so wichtige Dinge wie die jüdische Beschneidung und die Speisevorschriften des A. T. Was sie dem gläubigen Juden als Gottes Gebot bedeuten mußten, können wir zumindest ahnen. Wie ihre Außerkraftsetzung als letzter Frevel empfunden werden mußte, läßt sich unschwer ausmachen. Waren Paulus und seine Mitstreiter für die Freiheit der sogenannten Heidenchristen nicht doch eine Ausgeburt des Satans, der die Kirche unterwanderte, um sie desto leichter zerschlagen zu können? Die Problematik ist uns nicht ganz fremd, wenngleich es damals tatsächlich um gewichtigere Elemente jüdischer Glaubenspraxis ging als heute, wo doch eher rein menschlich-kirchliche Gesetze und Vorschriften zur Debatte stehen.

Wir wissen, wie das Konzil zu Jerusalem ausging. Aber bedenken wir einmal, was geworden wäre, wenn die Losung anders gelautet hätte: menschlich gesprochen, wäre die junge Kirche im Ansatz und für immer verdammt geblieben, eine kleine jüdische Splittergruppe zu bleiben. Weil sie indes den Mut fand, sich von unnötigem, weil für das von Christus gepredigte Heil nicht erforderlichem, jüdischen Gesetzesballast freizumachen, weil sie selbst die Ringmauern ihres Gettos niederlegte und sich eigenhändig der römisch-griechischen Welt öffnete, ebnete sie sich den Weg, tatsächlich Weltkirche zu werden.

Die Einzelelemente unserer heutigen Probleme sind andere, aber ihre Grundzüge sind doch identisch mit der Fragestellung des Konzils von Jerusalem. In der Kirche und außerhalb der Kirche gibt es heute wiederum die „Heidenchristen“ und die „moderne heidnische Welt“, die ihre Fragen an uns stellen . . .

2. Augustinus

Am 28. August 430 starb Augustinus in Hippo, das seit drei Monaten von den Vandalen belagert wurde.

Der Einbruch der Germanenstämme in Mittel- und Westeuropa, die dadurch bedingte Erschütterung und schließlich der Untergang des Römerreiches erschienen den meisten

Menschen, die jene zeitgeschichtliche Wende miterlebten, als das Ende der Welt schlechthin. In der Kirche dachte man nicht anders. Römerreich und Welt, Kirche und Rom waren in der Vorstellung der allermeisten Menschen (und Christen) so miteinander verwachsen, daß sie das eine (oder die eine) nicht ohne das andere denken konnten. Sowieso schien ihnen der Tod einem Leben unter den Barbaren vorzuziehen zu sein. Das Gescheiteste oder Würdigste, was man tun konnte, war, den Barbaren zu fluchen und zu sterben. So weit kommt es, wenn ein „Reich“, eine Staats- und Gesellschaftsform oder eine Kultur sich absolut setzt und mit der Welt schlechthin identifiziert, aber auch, wenn die Kirche sich so mit irgendeinem menschlichen System gleichsetzt, daß sie an ihrer eigenen Zukunft irre werden muß . . .

Doch kommen wir zurück zum sterbenden Augustinus, wohl das beredteste Zeichen des sterbenden Römerreiches und der Kirche in diesem Reich. Kurz vor seinem Tode brachte man ihm die Nachricht, der Präfekt einer benachbarten, ebenfalls von den Vandalen belagerten Stadt habe den Barbaren die Tore geöffnet. Die Umstehenden erwarteten aus dem Munde von Augustinus ein vernichtendes Urteil. Stattdessen bemerkte er, jener Präfekt habe gutgetan. Er vertraute mehr der Kraft des Evangeliums als der Macht dieser Welt . . . Daß er richtig gesehen und geurteilt hatte, und daß die Kirche, auch losgelöst von allen irdischen Bindungen und Sicherungen des Imperium Romanum, imstande war, aus ihrer Kraft heraus, die Germanen für das Evangelium zu gewinnen, beweist uns die Geschichte.

Gibt es nicht auch Parallelen zwischen jener Wende und der heutigen? Stehen nicht neue „Barbaren“ vor den Toren unserer Zeit und allem, was wir geschaffen haben? Sind nicht auch viele unter uns von Welt- und Kirchenuntergangsstimmung befallen, jedenfalls nicht mehr bereit, die Kirche des „Imperium“ aufzugeben, um aus ihr eine Kirche für die „jungen Völker“, die Generationen von heute und morgen zu machen? Wieviele unter uns haben die Weitsicht, den Mut, das Vertrauen, aber auch den Glauben eines Augustinus?

3. *Thomas von Aquin*

Mit ihm zusammen sei sein Lehrer und Verteidiger Albert der Große stets mitgemeint. Denn ohne ihn gäbe es keinen Thomas.

Nach der Germanen-Völkerwanderung und den Araber Invasionen verfiel Europa in eine Art tiefen Schlaf. Die Zentren des Denkens und Handelns, der Kultur und des Fortschritts lagen anderswo. Erst nach dem Jahre 1000 erwachte Europa aus dieser langen Nacht. Ausdruck davon sind beispielsweise die Kreuzzüge. Sie aber brachten Europa und die Kirche in Europa u. a. erstmals in Kontakt mit der Welt der Araber, ihrem Wissen und Denken, ihren Universitäten, und über sie hinaus mit der heidnischen Welt der Antike (griechische Philosophen z. B.).

Das bedeutete vor allem eine Herausforderung an die Kirche, deren Denken bis dahin vornehmlich um die Bibel und die Schriften der Väter gekreist hatte. So urplötzlich oder zumindest so unvorbereitet stand sie jetzt in Konfrontation mit einer völlig neuen, fremden Welt, daß sie glaubte, das Denken der Antike und die Wissenschaft der Araber nicht anders als mit Bekämpfung und Verurteilung meistern zu können. Es war die Reaktion dessen, der sich unterlegen fühlt und verzagt.

Gott sei Dank kam es nicht dazu. Thomas, von Albert gestützt und geschützt, sicherte dem fremden Denken einen Platz in der Kirche und vermied so den damals drohenden Bruch zwischen Welt und Kirche, zwischen Philosophie und Theologie, zwischen Wissenschaft und Glauben. Im Gefolge dieser Entwicklung verzeichnet die Geschichte eine außergewöhnliche Blüte der europäisch-kirchlichen Universitäten sowie überhaupt all das, was wir heute unter dem Begriff Hochmittelalter und seiner einmaligen kulturellen Leistungen zusammenfassen.

Wieder einmal hatten angesichts erheblicher Umwälzungen die innere Stärke und das Vertrauen einiger weniger recht behalten gegenüber der ängstlichen Verzagtheit weiterer Kreise in der Kirche.

Sollten wir nicht aus solchen Begebenheiten Lehren und Schlußfolgerungen ziehen dürfen für unsere eigene Zeit und die ihr aufgegebenen Probleme?

Und sollten wir nicht ebenso bedenken, was in der Kirche geschah, wenn an ähnlichen Wendepunkten keine Paulus-, Augustinus- oder Thomas-Gestalten ihr den Weg vorzeichneten? Oder hätte etwa das östliche Schisma nicht vermieden werden können? Und mußte es notgedrungen und gottgewollt zur westlichen Kirchenspaltung kommen? Wer darum weiß, wieviel völlig unevangelische und unchristliche Elemente jeweils hüben wie drüben eine entscheidende Rolle spielten, der wird zugeben müssen, daß die tatsächlich vorhandenen theologischen Kontroversen erst dann unlösbar wurden, als dummes Prestigedenken, menschliche Starrköpfigkeit und eitler Eigensinn sie nicht mehr lösen wollten.

Erneuerung der Kirche

Die Geschichte kann unsere Lehrmeisterin sein. Sie sollte es sein, gerade heute, wo wir an einer neuen Wende stehen. Sie sollte auch uns in unserer Synode lehren, vom Evangelium her auf die Zukunft hin offen zu sein. Und wenn der Mensch von heute seine Fragen und seine Unruhe in die Kirche hineinträgt und dort durch die Auseinandersetzung mit neuen oder alten, völlig fremden oder schon bekannten Problemen zusätzliche Unruhe oder Ungewißheit schafft, sollten wir diesen Prozeß nicht künstlich abwürgen wollen — übrigens ein doch zum Scheitern verurteiltes Unterfangen.

Wir sollten vielmehr begreifen, daß unser Glaube durch die jeweils gegebene Zeit, auch durch die heutige, hindurchgehen, sie erleiden und erkennen, aushalten und befruchten muß. Nur dann ist er der Glaube des Evangeliums und nicht menschliches Werk, und nur dann bezeugen wir, daß wir ihm mehr vertrauen als allen „profanen“ Sicherungen, allem irdischen Machtdenken und aller menschlichen Schläue.

Die Begegnung des Glaubens mit unserer Zeit bedingt deshalb die Besinnung der Kirche auf sich selbst und ihre Aufgabe, und ihre Erneuerung auf der Grundlage der Offenbarung, d. h. dessen, was Christus ist.

Diese innere Erneuerung der Kirche aber erheischt, daß wir den christlichen Mut aufbringen, jetzt ein Stück vom Heidentum (d. h. dem Nichtchristlichen oder Unchristlichen) auszuscheiden, das es immer noch in uns und in der Kirche gibt oder das sich dort im Laufe der Geschichte angesammelt hat. Dieses hier gemeinte, unchristliche Heidentum reicht von der Gottes- und Jenseitsvorstellung über Kultformen, Gesetze und Bräuche bis hin zur Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Menschen und Gott. Nur zu oft entspricht unsere Gottesvorstellung nicht dem Bild jenes Gottes, den Christus gepredigt hat. Nur zu oft stehen Gesetz und Brauch über der Weisung Christi oder werden vom Menschen von heute nicht als die innere Freiheit, sondern als die Zwangsjacke der Kinder Gottes empfunden.

So dünkt mir, daß die Kirche (und wir in ihr) um ihrer selbst, um des Evangeliums und um der Menschen willen, denen sie Zeichen des in Christus geschenkten Heils sein soll, sich kritisch mit dem unchristlichen Ballast auseinanderzusetzen hat, den sie durch die Jahrhunderte mitschleppt. Ich denke da vornehmlich an jüdischen Traditionalismus (was nicht Verkennung oder Verwerfung echter Tradition bedeutet), an heidnischen Gesetzeskult (was wiederum nicht die Berechtigung von Gesetzen überhaupt in Frage stellen muß), schließlich an eigenen, innerkirchlichen Juridismus und Formalismus.

Es geht letzten Endes darum, „die Hoffnung, die in uns ist durch Christus Jesus“, neu und glaubwürdig zu rechtfertigen vor uns und vor den Menschen unserer Zeit.

Und wenn dazu Unchristliches, Heidnisches ausgeschieden werden muß, so nicht, um das Christentum zu einem verbilligten Preis anbieten zu können und entsprechend leichter Abnehmer zu finden, sondern um ein reineres, echteres Christentum in der Welt zu vertreten, ein Christentum, dem allein die Möglichkeit geboten sein kann, das „neue Heidentum“ im Menschen und die Sinnleere des Lebens in der Zeit von heute und morgen zu überwinden.

Wer dennoch ehrlicherwise befürchtet, es ginge hierbei bloß um eine Verbilligung des Christentums, um eine Aufgabe wesentlicher Elemente, um einen echten, bedauernden und unersetzlichen Substanzverlust des Christlichen, der denke an die Problematik des Jerusalemer Konzils: Beschneidung oder Nichtbeschneidung? Speisegesetze oder Freiheit?

Oder aber er frage sich, ob wir in der Vergangenheit das Christentum nicht tatsächlich zu einem übertriebenen, unverantwortlich hohen, jedoch von Menschen und nicht von Gott festgesetzten Preis angeboten haben!

Die Frage, ob wir dabei „das Gesicht verlieren“, die Stärke der inneren und äußeren Geschlossenheit nicht mutwillig aufs Spiel setzen und somit auch unseren Einfluß, das Gehör, das nur dem Starken geschenkt wird, verschmerzen, sind Überlegungen „dieser Welt“; sie passen vortrefflich zu den von Menschen geschaffenen Ideologien, nicht aber zum Evangelium, das Christus gepredigt hat und unser einziger legitimer Ausweis sein sollte.

FERDINAND KLOSTERMANN

Der Presbyter des Vatikanum II.

Paul Josef Cordes will mit seinem Buch „Sendung zum Dienst“¹ auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Krise des kirchlichen Vorsteherdienstes „das ‚Wesen‘ des Amtspriestertums, von P. O. (Presbyterorum ordinis) ausgehend, approximativ aufhellen und die notwendigen Momente des offenbarungsgemäßen ‚Grundes‘ zu umschreiben versuchen, jenes Grundes, der verhindert, daß sich das Amt in seiner Variabilität und geschichtlichen Veränderung in aktualistische Beliebigkeit auflöst“ (4). Vf. geht von den konkreten Aussagen des Konzilsdekretes aus, zieht aber zu deren Deutung die Dekretsgenese, die verschiedenen Vorentwürfe (schemata), die Wortmeldungen der Konzilsväter (animadversiones), die Kommissionsberichte, die von den Konzilsvätern eingebrachten Modi, die biblischen, patristischen und liturgischen Zitate und Anspielungen und den jeweiligen Verständnishorizont einiger zentraler Begriffe naturgemäß mit herein².

Im 1. Teil³ geht es um die Spiritualität des Presbyters im Lichte der Dekretsgenese, um die immer stärkere Zuordnung des geistlichen „Lebens“ des Presbyters zu seinem apostolischen „Dienst“ und um die Einordnung seiner Spiritualität in die „einzige Spiritualität“ des Christen überhaupt. Der 2. Teil befragt die Dekretsgeschichte über den theologischen Ort des Presbyters, der immer mehr als Träger eines amtlichen Dienstes am sazerdotalen Volk Gottes diesem eingeordnet gesehen wird, statt ihm

¹ P. J. Cordes, *Sendung zum Dienst. Exegetisch-historische und systematische Studien zum Konzilsdekret „Vom Dienst und Leben der Priester“*. (Frankfurter Theologische Studien, Bd. 9) (XIV u. 365). Knecht, Frankfurt/M. 1972. Kart. lam. DM 42.—.

² Vgl. die beiden Anhänge 309–343.

³ Seine Überschrift entspricht nicht ganz dem Inhalt.